

Leseprobe aus:

Antonio Manzini

Die Kälte des Todes



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Antonio Manzini **DIE
KÄLTE DES
TODES**

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Anja Rüdiger

Rowohlt
Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel «La Costola di Adamo»
bei Sellerio Editore, Palermo.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«La Costola di Adamo» Copyright © 2014
by Sellerio Editore, Palermo
Redaktion Petra Müller
Umschlaggestaltung und Motiv
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
Dominic Wilhelm
Satz Trump Mediäval, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26941 7

Für Onkel Vincenzo

*Für einen Mann
gibt es viele Jahreszeiten,
während eine Frau nur das Recht
auf den Frühling hat.*

JANE FONDA

FREITAG

Mitte März sandte die Sonne bereits erste Strahlen als Vorboten des nahenden Frühlings. Strahlen, die noch zart und ein wenig flüchtig waren, jedoch die Welt in ein buntes Licht tauchten und Hoffnungen weckten.

Aber nicht in Aosta.

Es hatte bis tief in die Nacht geregnet; noch um zwei Uhr waren dicke, mit Schnee vermischte Tropfen auf die Stadt niedergegangen. Dann war es kälter geworden, der Schnee hatte sich durchgesetzt und bis sechs Uhr früh, in feinen Flocken fallend, Straßen und Bürgersteige komplett zugedeckt. Im Morgengrauen hatte das Licht zart und zögernd die weiße Stadt enthüllt, während letzte verspätete Schneeflocken spiralförmig auf die Bürgersteige hinabschwirrten. Die Berggipfel waren wolkenverhangen, und die Temperatur lag bei ein paar Grad unter null. Dann hatte sich plötzlich ein tückischer Wind erhoben, war wie eine Schar betrunkenen Kosaken in die Stadt eingefallen und hatte rücksichtslos an den Menschen und allem anderen gezerzt, was sich in den Straßen befand.

In der Via Brocherel nur an allem anderen, denn

die Straße war menschenleer. Das Parkverbotsschild wankte, und die Zweige der am Straßenrand gepflanzten jungen Bäume knirschten wie die Knochen eines Arthrosekranken. Der noch lose Schnee wirbelte umher, und hier und dort krachte ein lockerer Fensterladen gegen eine Hauswand. Und die Böen, die über die Dächer fegten, bliesen Wolken aus pulverisiertem Eis zur Erde hinab.

Als Irina von der Via Monte Emilius in die Via Brocherel einbog, schlug ihr der eisige Wind ins Gesicht. Ihr zu einem Pferdeschwanz gebundenes Haar wurde nach hinten geweht, und sie kniff die blauen Augen zusammen. Hätte man sie in diesem Moment fotografiert, hätte sie ausgesehen wie eine Verrückte im Geschwindigkeitsrausch, die ohne Helm Motorrad fuhr.

Dennoch empfand sie den plötzlichen Windstoß eher wie eine Streicheleinheit. Sie schloss nicht einmal den Kragen ihrer grauen Wolljacke, denn für jemanden, der im weißrussischen Lida, in der Nähe der litauischen Grenze, geboren war, war dieser Wind nicht mehr als eine frühlingshafte Brise. In ihrer Heimat stapfte man um diese Jahreszeit bei zehn Grad minus durch meterhohen Schnee.

Irina ging in ihren falschen Hogan-Stiefeln eilig voran und lutschte ein Honigbonbon, das sie sich nach dem Frühstück in der Bar gekauft hatte. Sie liebte das italienische Frühstück. Cappuccino und Cornetto. Die Geräusche der Kaffeemaschine, die die Milch erhitzte und aufschäumte, bevor sie sich mit dem schwarzen Kaffee mischte und schließlich noch mit ein wenig

Kakaopulver bestäubt wurde. Und das noch warme, knusprige, süße im Mund schmelzende Hörnchen. An das Frühstück in Lida mochte Irina nicht einmal denken. Den unsäglichen Hafer- oder Gerstenbrei, dazu Kaffee, der nach Erde schmeckte. Und dann die Gurken, deren sauren Geschmack sie am frühen Morgen nicht ertragen konnte. Ihr Großvater hatte sie mit Schnaps hinuntergespült, während ihr Vater die Butter wie eine Süßspeise direkt vom Teller aß. Als sie das Ahmed erzählt hatte, hatte er sich kaputtgelacht. «Butter? Mit dem Löffel?», hatte er gefragt und beim Lachen seine strahlend weißen Zähne entblößt, um die Irina ihn so beneidete. Ihre waren eher gräulich. «Das liegt am Klima», war Ahmeds Meinung. «In Ägypten ist es warm, und die Zähne sind weiß. Je kälter es ist, desto dunkler werden sie. Es ist genau andersherum als mit der Haut. Ihr habt nicht genug Sonne. Dafür esst ihr die Butter mit dem Löffel.» Er hatte sich ausgeschüttet vor Lachen.

Irina liebte ihn. Sie liebte es, wie er roch, wenn er vom Markt zurückkam. Er duftete nach Äpfeln und Kräutern. Sie liebte ihn, wenn er, Richtung Mekka gewandt, betete, wenn er Süßes aus Honig für sie zubereitete, wenn sie sich liebten. Ahmed war freundlich und aufmerksam, betrank sich nicht, und sein Atem roch nach Minze.

Und nun war ihre Beziehung an einem entscheidenden Punkt angekommen. Ahmed hatte sie gefragt.

Ob sie ihn heiraten wollte.

Allerdings gab es da ein organisatorisches Problem.

Um kirchlich heiraten zu können, müsste Irina zum Islam konvertieren oder Ahmed zum orthodoxen Glauben. Aber das war nicht möglich. Sie konnte ihren Eltern schlecht sagen: «Hey Leute, ab morgen werde ich Gott Allah nennen!» Genauso wenig wie Ahmed seinen Vater in Fayum anrufen konnte, um ihm mitzuteilen: «Übrigens, Papa, ab morgen bin ich orthodox!» Obendrein befürchtete Ahmed, dass sein Vater nicht einmal wüsste, was das hieß und es wahrscheinlich für eine ansteckende Krankheit halten würde. Daher dachten Irina und Ahmed an eine standesamtliche Hochzeit. Sie würden sich schon irgendwie durchmogeln. Zumindest solange sie noch in Aosta waren. Und dann würde Gott, Allah oder wer auch immer für sie entscheiden.

Inzwischen war Irina beim Haus Nummer 22 angekommen. Sie nahm den Schlüssel heraus und öffnete die Haustür. Wie schön es hier war! Die Marmortreppe und das polierte hölzerne Geländer. Nicht wie bei ihr zu Hause, mit den kaputten Fliesen und den feuchten Flecken an der Decke. Hier gab es sogar einen Aufzug. In ihrem Haus natürlich nicht. Dort musste sie zu Fuß hinauf in die vierte Etage. Und andauernd war eine Stufe kaputt oder wackelte, wenn sie nicht sogar komplett fehlte. Ganz zu schweigen von der Heizung, die ständig Geräusche von sich gab und nur funktionierte, wenn man ihr einen Tritt verpasste. Wie gern würde sie in einem solchen Haus wohnen! Mit Ahmed und seinem Sohn Helmi, der schon achtzehn Jahre alt war und nie ein Wort Arabisch gelernt hatte. Helmi. Wie

sehr hatte sie sich bemüht, nett zu ihm zu sein. Doch es hatte nichts gebracht. «Du bist nicht meine Mutter! Kümmer dich um deinen Kram!», hatte er geschrien.

Irina schluckte und lächelte müde. Und dachte an die Mutter des Jungen. Die zurück nach Ägypten gegangen war, nach Alexandria, um im Geschäft von Verwandten zu arbeiten, und die von ihrem Sohn und ihrem Mann nichts mehr wissen wollte. «Helmi» war das arabische Wort für «Ruhe». Der Gedanke ließ Irina lächeln. Einen weniger passenden Namen konnte es für den Jungen nicht geben. Helmi schien ständig unter Strom zu stehen. Er war dauernd unterwegs, kam nicht zum Schlafen nach Hause, war in der Schule eine Katastrophe, und zu Hause machte er alles schlecht. «Du Versager!», beschimpfte er seinen Vater. «Stehst dir jeden Tag auf dem Markt die Füße platt. So werde ich nicht enden! Eher hol ich mir 'ne Oma ins Bett!»

«Meine Arbeit ist dir nicht gut genug? Was willst du denn stattdessen machen?», brüllte Ahmed zurück. «Hoffst du auf den Nobelpreis?», meinte er in ironischer Anspielung auf die katastrophalen schulischen Leistungen seines Sohnes. «Du wirst als Arbeitsloser auf der Straße landen! Aber das ist kein Beruf, mein Lieber.»

«Immer noch besser, als Äpfel zu verkaufen oder bei anderen den Dreck aufzuwischen wie deine Putze hier!», sagte Helmi mit einem abschätzigen Blick auf Irina. «Ich werd richtig Kohle machen, während du irgendwann arm sterben wirst. Aber keine Sorge, den Sarg bezahl ich dir!»

Die Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn endeten für gewöhnlich damit, dass Ahmed Helmi eine Ohrfeige verpasste, der daraufhin türenknallend das Haus verließ, sodass der Riss in der Wand, der ohnehin schon fast die Decke erreicht hatte, noch ein Stückchen weiter nach oben wanderte. Irina war sich sicher, dass der nächste Streit Wand und Decke zum Einsturz bringen würde, schlimmer als beim Erdbeben 2004 in Vilnius.

Die Aufzugtüren gingen auf, und Irina wandte sich nach links in Richtung der Wohnung mit der Nummer 11.

Das Schloss öffnete sich nach der ersten Schlüsselumdrehung. Seltsam, sehr seltsam, dachte Irina. Normalerweise war mehrfach abgeschlossen. Sie kam dreimal pro Woche zu den Baudos, und im vergangenen Jahr hatte sie Signor Baudo kein einziges Mal zu Hause angetroffen. Um zehn Uhr morgens war er längst bei der Arbeit; auch freitags verließ er schon am frühen Morgen das Haus, weil er mit dem Fahrrad fuhr. Und die Signora kam normalerweise erst pünktlich um elf vom Einkaufen zurück. Irina hätte die Uhr danach stellen können. Nun schien sie aber zu Hause zu sein. Vielleicht hatte sich Signora Ester die Darmgrippe eingefangen, die in Aosta gerade heftiger wütete als eine Pestepidemie im Mittelalter. Irina trat ein und brachte einen Schwall kalter Luft mit. «Signora Ester, ich bin's, Irina! Es ist eisig draußen ... Sind Sie zu Hause?», rief sie und legte den Schlüssel auf der Garderobe ab. «Sind

Sie nicht zum Einkaufen gegangen?» Ihre heisere Stimme, die sie den zweiundzwanzig Zigaretten am Tag verdankte, hallte von den getönten Scheiben in der Eingangstür zurück.

«Signora?»

Sie zog die Schiebetür zum Wohnzimmer zur Seite und trat ein.

Unordnung. Auf dem Couchtisch vor dem Fernseher stand noch das Tablett mit den Resten des Abendessens. Hühnerknochen, eine ausgepresste Zitrone und etwas Grünliches, Spinat vielleicht. Auf dem Sofa eine zusammengeknüllte smaragdgrüne Decke und ein Dutzend Zigarettenkippen im Aschenbecher. Irina dachte, dass die Signora sicher mit Fieber im Bett lag und Patrizio, ihr Mann, sich am Vorabend das Spiel im Fernsehen angesehen hatte. Ansonsten stünden sicher zwei Teller auf dem Tisch, seiner und der von Signora Ester. Die Seiten des *Corriere dello Sport* waren gleichmäßig auf dem Teppich verteilt, und auf dem hellen antiken Tisch waren zwei runde Glasabdrücke zu sehen. Kopfschüttelnd betrachtete Irina das Durcheinander. «Signora, sind Sie da? Sind Sie im Bett?»

Keine Antwort.

Sie sammelte Aschenbecher und Flaschen ein und balancierte sie auf einem Tablett in die Küche, blieb aber dann auf der Schwelle stehen. «Was ist das ...?», sagte sie halblaut zu sich selbst.

Die Türen der Anrichte standen sperrangelweit offen. Scherben von Gläsern und Tellern lagen am Boden neben Nudelpaketen und Tomatendosen. Geschirrtücher,

Besteck und Papierservietten waren kreuz und quer auf den Fliesen verteilt. Unter den halb offenstehenden Kühlschränken waren Orangen gerollt. Die Stühle waren umgeworfen, der Tisch an die Wand geschoben worden, und aus der zerbrochenen Küchenmaschine auf dem Boden quollen Kabel und andere Elektroteile hervor.

«Was ist das denn?», rief Irina aus. Sie stellte das Tablett ab und rief noch einmal: «Signora Ester! Signora Ester, was ist denn hier passiert?»

Wieder keine Antwort.

Sie sah im Schlafzimmer nach, fand aber dort nur ein zerwühltes Bett vor. Das Laken und die Decke lagen zerknüllt am Boden. Der Schrank stand offen. Irina eilte in die Küche zurück. «Aber, was ...?» Mit dem Fuß stieß sie an einen Gegenstand. Sie sah zu Boden. Ein in seine Einzelteile zerschmettertes Handy.

«Einbrecher!», schrie sie und erstarrte vor Schreck, als spürte sie eine kalte, bedrohliche Messerklinge im Rücken. Dann stürzte sie davon. Bis sie über den antiken afghanischen Teppich stolperte, hinfiel und mit dem Knie auf den Fliesen aufschlug.

Knacks!

Ein dumpfes Geräusch in ihrem Knie, gefolgt von einem stechenden Schmerz, der ihr direkt ins Gehirn fuhr. «Aahh!», stieß sie zwischen den Zähnen hervor und stand, sich das Knie haltend, mühsam auf. Hastig wandte sie sich zur Wohnungstür, sicher, dass ihr ein paar bedrohliche Männer mit schwarzen Sturmmützen im Gesicht und spitzen Reißzähnen bereits dicht auf den Fersen waren. Sie konzentrierte das gesamte Adre-

nalin in ihrem Körper und humpelte aus der Wohnung der Baudos. Mit einem lauten Knall fiel die Tür hinter ihr ins Schloss. Sie keuchte und blickte auf ihr Knie hinunter. Die Strumpfhose war gerissen, und ein paar Tropfen Blut verschmutzten ihre weiße Haut. Sie leckte sich zwei Finger an und rieb über die Wunde. Der brennende Schmerz war nun dumpf und anhaltend, aber erträglicher. Dann ging ihr auf, dass sie hier, im Treppenhaus, keineswegs in Sicherheit war. Wenn die Einbrecher noch in der Wohnung waren, brauchten sie nur die Tür zu öffnen und mit einem Brecheisen oder einem Messer über sie herzufallen. Sie hinkte die Stufen hinab und schrie dabei: «Hilfe! Einbrecher! Einbrecher!»

Als sie im zweiten Stock an die Türen hämmerte, öffnete niemand. «Hilfe! Einbrecher! Helfen Sie mir!»

Sie hetzte weiter die Treppe hinab. Gern hätte sie zwei Stufen auf einmal genommen, was ihr schmerzendes Knie jedoch nicht zuließ. Sie klammerte sich an das schöne hölzerne Geländer und dankte Gott, dass sie die falschen Hogans mit den Gummisohlen trug. Mit Ledersohlen auf der Marmortreppe wäre sie die Stufen wahrscheinlich auf dem Hintern hinuntergerutscht. Sie hämmerte auch an die Türen im ersten Stock, klingelte Sturm und trat sogar dagegen, doch niemand machte auf. Aus einer der Wohnungen schallte ihr lediglich hysterisches Hundegebell entgegen.

Ein Totenhaus, dachte sie.

Schließlich öffnete sie die Haustür und stürzte auf die Straße. Die noch immer wie ausgestorben dalag.

Es gab nicht mal ein Geschäft oder eine Bar, von wo aus sie jemanden hätte anrufen können. Der Himmel war dunkelgrau, und kein Auto war unterwegs. Um zehn Uhr morgens schien in der Via Brocherel die Zeit stehengeblieben zu sein, alles wirkte wie erstarrt, und außer ihr war keine lebende Seele zu sehen.

«Hilfe!», schrie sie aus vollem Hals.

Dann tauchte, wie durch ein Wunder, an der Straßenecke ein mit einem dicken Schal verummter alter Mann auf, der eine kleine Promenadenmischung an der Leine führte. Irina eilte ihm entgegen.

Paolo Rastelli, pensionierter Maresciallo des Heeres, Einberufungsjahrgang 1939, blieb mitten auf dem Gehsteig stehen. Eine Frau ohne Mantel, mit wirrem Haar und Blutspuren am Knie, stürzte ihm hinkend entgegen, wobei sie nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sie rief etwas. Doch der Maresciallo konnte sie nicht hören. Er sah nur ihren weit aufgerissenen, hastige Worte formenden Mund. Also beschloss er, das Hörgerät einzuschalten, das er am rechten Ohr trug und jedes Mal ausstellte, wenn er mit Flipper Gassi ging. Flipper, eine Kreuzung aus einem Yorkshireterrier und zweiunddreißig anderen Rassen, war explosiver als ein Reagenzglas mit Nitroglyzerin. Ein vom Wind aufgewirbeltes Blatt, ein gurgelndes Rohr oder einfach die wirre Phantasie des bereits vierzehn Jahre alten Mischlings reichten aus, um ihn in ein schrilles, heiseres Bellen ausbrechen zu lassen, das dem pensionierten Maresciallo noch unangenehmer war als das

Quietschen eines Nagels über eine Schiefertafel. Kaum eingeschaltet, jagte das Hörgerät ihm eine Art Elektroschock ins Gehirn. Dann erkannte er, wie zu erwarten gewesen war, in dem markerschütternden plötzlichen Lärm Flippers durchdringendes, aufgeregtes Gebell, und schließlich konnte er aus dem weit aufgerissenen Mund der Frau die Worte entnehmen, die zusammengesetzt folgenden Sinn ergaben: «Hilfe! Helfen Sie mir! Einbrecher!»

Flipper, der auf dem rechten Auge kaum noch etwas sehen konnte, während das linke schon seit Jahren blind war, bellte nicht die Frau an, sondern ein im Wind wankendes Schild auf der anderen Straßenseite. Paolo Rastelli blieb eine Reaktionszeit von nur wenigen Sekunden. Er blickte hinter sich, doch es war niemand zu sehen. Nach seinem Handy zu greifen und die Polizei zu rufen war nicht mehr möglich, denn die Frau war nur noch wenige Meter von ihm entfernt und rannte, als wäre der Teufel hinter ihr her. Dabei schrie sie immer noch ununterbrochen: «Hilfe! Helfen Sie mir!» Er konnte vor dieser Rachegöttin mit dem strohblonden Haar fliehen, doch hätte er davon erst noch seine genagelte Hüfte und sein altersbedingtes Lungenemphysem überzeugen müssen. Daher stand er stramm wie damals als einfacher Soldat bei der Bewachung des Munitionsdepots, in Erwartung seines unabwendbaren schrecklichen Schicksals, und verfluchte Flipper und dessen schwache Blase, die ihn gezwungen hatten, sein Rätselheft wegzulegen und die Wohnung zu verlassen.